

# Manche gehen weg wie warme Semmeln, andere können sich schwer verkaufen

Leipziger Schauspielstudenten stellen sich mit „Wilhelm Tell“ dem Publikum vor / Hartes Rangeln um Rollen / Auch außerhalb der Proben geht es dramatisch zu



Proben zu „Wilhelm Tell“ – auch Zusammenspiel will geübt sein.  
Foto: R. Arnold

Proben zu Wilhelm Tell. Seit eineinhalb Stunden erster Akt, fünfte Szene. „So, jetzt zeig mal Entsetzen!“, fordert Regisseurin Johanna Schall einen der drei Studenten auf, die sich als Schillers Schweizer durch immer wieder die selben Zellen kämpfen. Er reißt gehorsam Augen und Mund auf, die Regisseurin wird ungeduldig. „Mensch, raus, du bist unbesetzt.“ Diesmal ist das Entsetzen echt und Johanna Schall zufrieden. „Gut so, halt das Gefühl fest.“

Bei „Wilhelm Tell“ muss sich eigentlich noch keiner ernsthaft Sorgen machen. Alle elf Studenten spielen mit und jeder ist beinahe gleichberechtigt präsent auf der Bühne. Im dritten Studienjahr wechseln die Studenten von der Leipziger Hochschule für Musik und Theater ans richtige Theater. Die Hälfte ist nach Chemnitz gegangen, die anderen bleiben

zwei Jahre am Schauspiel Leipzig. Ein Praktikumsvertrag, 200 Mark Grundgehalt im Monat und jede Menge Praxis – so sieht der zweite Teil der Schauspielerausbildung aus. Ihren Einstand geben die Leipziger Kommilitonen mit „Wilhelm Tell“.

Sie treten vor das Publikum, doch wichtiger noch – es ist Teil des Vorspiels im Oktober, zu dem die Intendanten aller Theater anreisen oder Vertreter entsenden. Auch die Zentrale Bühnen- und Fernsehvermittlung (ZBF) schickt ihre Leute. „Das ist wie Viehmarkt“, meint Anja Pahl lakonisch. Die forsche Berlinerin spielt sich ungern auf, aber sie weiß, worauf es ankommt. „Du musst dich präsentieren; zeigen, was du kannst und die richtigen Rollen spielen.“

An Dramatik hat es deshalb schon im Vorfeld der Proben zum Tell nicht gemangelt. Drei Frauenrollen, aber vier Studentinnen? Wie viel Text habe ich? Tritt die Figur immer wieder auf oder nur einmal? Die Besetzungsliste verspricht einen guten oder schlechten Start. Doch als wichtiger entpuppt es sich, auch in anderen Stücken am Haus mitzuspielen. Bis zur Premiere sind die Studenten rund um die Uhr eingespannt – frei gibt's nur, wenn man krank ist. „Entweder du hast den ganzen Tag zu tun oder ganz viel Zeit“, sagt Anja. Nachdem das Stück steht, sehen sie sich nicht mehr jeden Tag.

Für einige beginnen jetzt Proben zu den verschiedenen Stücken des Frühjahrspekakels. Fünf Studenten sind noch ohne Rolle. Auch Hagen von der Lieth winkt ab. „Das hat nicht einmal so viel mit Können zu tun. Was zählt ist, dass dein Typ gefragt ist. Manche gehen weg wie warme Semmeln, andere haben's

schwer sich zu verkaufen.“ Das sei eben wie überall im Leben. Nur sei man als Schauspieler selber das Produkt. „Wir sind Ausdrucksmaschinen.“ gesteht er unverblümt.

Das zeigt sich auch während der Tell-Proben. Jeder braucht irgendwann sein Solo, auch wenn es nicht zum Stück gehört. Zu spät kommen, pfeifen, ein Witzchen reißen – es gibt viele Mittel. Dennoch klappt es nur, wenn alle zusammenspielen.

Die Studenten wissen das und reißen sich zusammen. Aber die Claims sind abgesteckt. „Ich bin nicht dein Freund, ich bin dein Kollege“ weist Schweizer ein Schweizer zwei zurecht. Noch anderthalb Jahre lang. Dann geht die Gruppe auseinander und endgültig in die Praxis. Einige werden Hauptrollen spielen, andere Nebenrollen.  
Anna Lehmann

## „Ach Ja, Leipzig!“ „Die intensive Arbeit an der Hochschule war wunderbar“

Damals an der Universität: In lockerer Folge stellen wir Persönlichkeiten aus Kultur, Politik und Medien vor, deren Karriere in Leipzig begann. Heute: Dirigent Kurt Masur.

Frage: Warum haben Sie sich damals für Leipzig als Studienort entschieden?



Kurt Masur

Kurt Masur: Ich hatte mich umgeschaut in Quedlinburg und in Dresden, aber Leipzig bot sofort einen Studienplatz an, und ich wollte nicht mehr warten. Leipzig war damals so zerstört und so grau, dass ich, als ich gegenüber dem Mendelssohnhaus im Hinterhaus wohnte und froh wie ein Schneider, weil es ungeheizt war, Leipzig noch nicht lieben lernte.

Woran erinnern Sie sich zuerst, wenn Sie an Ihre Studienzeit zurückdenken?

Die intensive Arbeit an der Hochschule war wunderbar, und natürlich lernte ich nach und nach die Bedeutung der musikalischen Traditionen der Stadt kennen. Am meisten haben mich natürlich die Kantaten in der Thomaskirche und das Gewandhausorchester begeistert.

1953 wurden Sie dann Opernkapellmeister ...

Da waren wir noch draußen in Dreilinden in der jetzigen Musikalischen Komödie, und die war ziemlich erbärmlich und primitiv in der ganzen Anlage. Aber da begann meine Beziehung zu Leipzig schon enorm zu wachsen. Ich spürte, dass nicht die Oper die Hauptrolle für mich spielte, wohl aber das Gewandhausorchester. Damals hatte die Kongresshalle im Zoo schon einen festlichen Charakter, und da habe ich Beziehung zu Leipzig gefunden.

Hatten Sie jetzt nostalgische Gefühle, als Sie das Hochschulorchester dirigierten?

Auf jeden Fall. Weil ich noch genau weiß, wie wir damals in das halb zerstörte Haus einzogen. Man kam über den Kellereingang hoch. Wir ben hinter Igelstische geübt, es eiskalt, und wir waren so glücklich, dass wir nach diesem furchtbaren Kriegsende überhaupt wieder musizieren konnten. Dieses Gefühl hatte ich wieder 1989, als die Bevölkerung demonstrierte, dass sie nicht mehr gewillt ist so weiterzuleben. Es war damals für uns eine Aufbruchstimmung. Leipzig ist eine dynamische Stadt, in der die Menschen etwas wollen und aktiv bleiben.

Was würden Sie heutigen Musikstudenten raten, die nach Leipzig kommen, angesichts des härteren Konkurrenzkampfes?

Man kann heute kein Musikstudium beginnen, nur weil man Musik ganz gerne hat. Sondern man ist auf Geduld und Verdrerb damit verbunden. Sonst werden wir alle überholt von den asiatischen Studenten, die uns einiges voraus haben. Das Orchester der Juillard School in New York besteht zu 40 Prozent aus asiatischen Studenten – das ist ein Alarmsignal. Man bemerkt, welche Besessenheit und Unabdingbarkeit da herrscht. Wer das in sich spürt, der sollte es machen. Wer es nicht in sich spürt, sollte Musik mehr als Freude im Leben begreifen und einen anderen Beruf wählen.

Interview: Christian Schmidt

## Universitätsreform: viel Briefwechsel, aber wenig Besuche

Das geheime Diskussionspapier der Sächsischen Hochschulentwicklungskommission (SHEK) war nicht lange geheim. Ende Oktober lag es nicht nur den Hochschulen zur Stellungnahme vor, sondern auch den Medien. Die Berichte über die tiefen Einschnitte in die Hochschullandschaft schlugen hohe Wellen. So hoch, dass der Abschlussbericht der Kommission nun erst für Mitte März erwartet wird.

Doch die Betroffenen beschwerten sich nicht nur über die Inhalte der 100-seitigen Diskussionsvorlage, sondern auch über die Arbeitsweise der SHEK. Sie sei zu wenig vor Ort gewesen, lautet einer der Vorwürfe. Insgesamt war die Kommission viermal an der Leipziger Universität. Ende 1999 stellten sich die Kommissionsmitglieder vor, im Frühjahr 2000 besuchten Arbeitsgruppen zwei Fakultäten. Im September kam es zu einem letzten Gespräch vor Ort. „Dazwischen gab es einen ständigen Schriftwechsel“, so Michael Handschuh aus dem Büro des Rektors.

In Niedersachsen wurde die Diskussionsgrundlage ganz anders erarbeitet. Bevor die Kommissionen dort mit ihrer Arbeit begonnen haben, evaluierten sich die einzelnen Institute selbst. Dann untersuchte die Zentrale Evaluations- und Akkreditierungsagentur (ZEVA) die Hochschulen; 140 Experten begutachteten in fünf Jahren sämtliche Fachbereiche. Dass Besuche vor Ort für eine Evaluierung unbedingt nötig sind, bekräftigt Hermann Reuke, Geschäftsführer der ZEVA. „Wir haben bei den externen Evaluierungen immer mit den Rektoren, Dekanen, Professoren und Studenten gesprochen“, erklärt Reuke. Das „Mammutprojekt“ Hochschulstrukturreform sei ohne umfassende Evaluierung nicht zu bewältigen.

„Die Sachverständigen der SHEK sind über die Situation in Sachsen nicht ausreichend informiert“, findet Werner Brahmke, PDS-Landtagsabgeordneter und Professor an der Leipziger Alma Mater. Die Fakultäten sollten vorab lediglich eine Selbsteinschätzung abgeben. Erst nachdem die SHEK die Diskussionsvorlage erarbeitet hatte, wurden die Institute um Stellungnahmen gebeten. Eine andere Variante bietet Brandenburg: Dort arbeitet seit 1999 ein Hochschulrat als externes Beratergremium. Die Kabinettsvorlage für eine Strukturreform wird aber aus dem Ministerium kommen – ganz ohne Gespräche mit Betroffenen oder dem Besuch einer Fakultät. Anja Keßler, Jens Hakenes

Mehr als 50 Mitarbeiter der Universität sind gute Kellergeister / Statt Grubenlampen werfen Neonröhren ihr fahles Licht

# Im Labyrinth unter dem City-Campus kocht es kräftig und die Post geht ab

Von LUTZ KOSBAB

„Die Pissbecken sind dicht. Da steht wieder mal alles“, ruft ein Blaumann über den kahlen Flur. Georg Winkler nickt bestätigend. „Wir laufen hier nicht mit Schlips und Kragen rum und zücken kurz das Handy, um eine Firma anzurufen, die es dann richtet. Das ist vielleicht in den alten Bundesländern so. Wir müssen selber ran.“ Vorarbeiter Winkler ist Hausmeister und Herr der Uni-Unterwelt in einer Person. Der Blaumann verschwindet in einem langen Gang.

Er gehört zu den über 50 Mitarbeitern der Alma Mater, die täglich in die Kellerräume unter dem City-Campus am Augustusplatz einfahren. Grubenlampen gibt es keine, dafür werfen Neonröhren fahles Licht auf Flure und Schreibtische. Wer hier morgens um acht mit der Arbeit beginnt, erlebt im Winter nur Sonnenaufgang und -untergang.

Als Ende der 60er Jahre die Planungen begannen, galten der Uni-Komplex und seine Keller als technische Meisterleistung. „Wir zogen Zwischenfußböden ein und verarbeiteten erstmals im großen Stil Fertigelemente“, erinnert sich Erhard Göschel. Als Architekt leitete er damals das gesamte Baugeschehen. Besonders hohe Räume brauchte man, um die monströsen Großrechner des Rechenzentrums aufnehmen zu können. „Und wegen des hohen Energieumsatzes wurden auch die Lüftungsanlagen zehnmal so groß wie üblich konzipiert“, erzählt der 68-Jährige. Die Rechner sind seither um einiges geschrumpft. Fährt man jetzt mit dem Paternoster die eineinhalb Stockwerke in die Dunkelheit, ringen vor allem die Angestellten nach Luft.

Direkt nach dem Absprung



Hausmeister René Franz ist einer der mehr als 50 Mitarbeiter, die täglich in den Untergrundgängen der Universität Leipzig ihre Arbeit verrichten. Poststelle, Mensaküche und Rechenzentrum teilen sich die künstlich beleuchteten Kellerräume. Foto: Matthias Schumann

vom offenen Fahrkorb landet man vor der Poststelle. Dort sortieren, frankieren und transportieren sechs Frauen täglich die Hochschulpost. Jede hat eine Tube Handcreme auf dem Tisch. „Hier unten ist es wegen der Lüftungsanlage sehr trocken, da schmiere wir ständig“, erklärt eine Mitarbeiterin. Die Arbeitsbedingungen sind nicht rosig. Aber das Gehalt im öffentlichen Dienst entschädigt.

Links von der Poststelle beginnt ein endlos scheinender Gang. Ganz hinten geht es zur Mensa-Küche. Hier schaffen 40 Leute ohne Sonnenlicht. „Pommes zur Er-

de!“ krächzt ein Lautsprecher. Im Erdgeschoss werden die Pommes frites knapp. Ramona Pein schiebt die Blechwanne mit Kartoffelstäbchen in den Fahrstuhl. „Erde“ ruft schon wieder etwas durch.

Zehn Meter unter dem Campus beginnt um halb eins die Stoßzeit in der Mensaküche. Oben fröstele die Studenten in der Zugluft, unten schwitzen die Küchenkräfte, weil die Lüftung spinnst. Aus einem Nebenraum dröhnt und klappert es. Das Rauschen kommt aus einem Edelstahlkoloss, der in seinem Bauch die Plastetablets und Bestecke reinigt: fast vollautomatisch. Nur,

was die Maschine nicht kann, erledigt die Behindererten-Werkstatt des Vereins „Lebenshilfe“.

Eine ältere, geistig behinderte Frau guckt traurig auf das Förderband mit Geschirr. „Wenn man immer nur hier unter der Erde hockt, ist das auch nichts“, sagt sie trotzig und läuft weg. Doch gleich darauf kommt sie wieder, deutet mit dem Finger auf das Foto in einer Zeitschrift: Ein strahlendes Pärchen flaniert vor einem goldenen Sonnenuntergang am Strand entlang. Auch im Keller hat man noch Träume. Den größten Raum beansprucht das Rechenzentrum

für sich. Hier arbeitet auch Wolfgang Greinert. Er träumt nicht von Sandstränden, ist wohl der einzige, der freiwillig „unter Tage“ sitzt. Der Computerexperte starrt ununterbrochen auf einen Monitor. „Da hat mich das Sonnenlicht im Hauptgebäude immer gestört“, erläutert Greinert. Er mag seine zwei mal vier Meter Dunkelheit. Urlaub macht er am liebsten auf Grönland und Island.

Zehn Schritte weiter werkelt noch Hausmeister Winkler. Ganz ohne Handy hat er das Klo inzwischen freigelegt. Bis zum nächsten Mal.

Erfahrungen und Studien von Experten der Alma Mater belegen: Alkohol- und Drogenmissbrauch unter Jugendlichen ist keine Ausnahmerscheinung

## Absturz nach „Sauftour“ – Endstation in der Kinderklinik

Als der 14-jährige Philipp (Name geändert) in die Kinderklinik der Leipziger Uni eingeliefert wird, hat sein Blut einen Alkoholgehalt von rund zwei

Promille. Er ist bewusstlos und hat Krämpfe. Symptome eines epileptischen Anfalls. Diagnose: Alkoholvergiftung. Das Ende eines Abends, der

mit Schnaps und Marihuana anfang. In einem späteren Gespräch gibt er zu, etwa eine Flasche Schnaps pro Woche zu trinken. Außerdem rauche er eine halbe Schachtel Zigaretten am Tag und nehme regelmäßig Marihuana. In seinem Freundeskreis sei Drogenkonsum normal, sagt Philipp.

Etwa einmal im Monat wird ein schwer alkoholisiertes Jugendlicher zwischen elf und 15 Jahren auf die Intensivstation der Uni-Kinderklinik eingeliefert. „Und das ist nur die Spitze des Eisbergs“, vermutet Klinikchef Professor Wieland Kiess. „Da muss man noch die dazurechnen, die zu Hause ihren Rausch ausschlafen und die Eltern aus Scham wegschauen.“

Gründe, warum junge Menschen zum Alkohol greifen, gibt es viele: Gruppenzwang, Frust, Langeweile. Das Spektrum reicht vom 15-jährigen Trinker mit chronischem Alkoholproblem bis zum neunjährigen Jungen, der von seinem alkoholkranken Stiefvater zum Mittrinken gezwungen und drei Stunden später von ihm in der Klinik abgeliefert wurde.

Auch die Ergebnisse einer Studie von Professor Harald Petermann vom Institut für Entwicklungs- und Persön-

lichkeitspsychologie und Psychodiagnostik der Uni geben zu denken. Über mehrere Jahre hat Petermann Leipziger Jugendliche aus sieben Klassen zu ihrem Drogenkonsum befragt. Dabei fanden sich unter den Schülern rund drei Prozent, die mehr als 900 Gramm reinen Alkohol innerhalb von drei Monaten konsumieren. Das entspricht etwa einem Glas Wein oder Bier pro Tag.

Allerdings sei die Stichprobe von zirka 220 Schülern pro Jahr zu gering, um von verlässlichen Zahlen zu sprechen. Auch Kiess ist sich sicher: „Wenn man von Alkoholkonsum bei Jugendlichen spricht, geht es nicht um seltene Einzelfälle.“ Viele Eltern werden auf den Alkoholkonsum ihrer Kinder oft erst aufmerksam, wenn es zu spät ist. „Was man nicht wahrhaben will, merkt man nicht“, sagt Kiess. Wichtig sei, dass man mit den Kindern über Alkohol spricht. Und genau dies sei in vielen Familien nicht so. „Alkohol wird zwar in den meisten Familien getrunken, doch mit Sucht und Drogen will man nichts zu tun haben. Also wird das Thema von vielen totgeschwiegen.“

Wenn dann die Eltern Alkoholkon-

sum vorleben, entsteht eine gefährliche Mischung. „Der Vater kommt frustriert von der Arbeit und zieht sich erst mal drei Bier hinein – was wird dann wohl der Jugendliche machen, wenn er Ärger mit seinen Lehrern hat?“, gibt Kiess zu bedenken. Neben den psychischen Auswirkungen führt Alkohol bei Jugendlichen zu besonderen medizinischen Problemen. Wenn nebenbei noch Haschisch oder Marihuana genommen wird, kann es zu epileptischen Anfällen kommen. Wer regelmäßig viel trinkt, zerstört seine Leber derart, dass sie nach etwa 20 Jahren nicht mehr funktionstüchtig ist. „Bei einem 60-Jährigen, der alkoholkrank wird, ist das schlimm genug. Aber bei einem 15-Jährigen? Der wäre dann erst 35“, erläutert Kiess.

Trotzdem gibt es noch Chancen für die Jugendlichen, die auf der Intensivstation landen: „Vielen ist es unheimlich peinlich, wenn sie im Krankenhaus zu sich kommen. Für einige ist das ein heilsamer Schock“, sagt Kiess. Bei vielen Patienten – so auch beim 14-jährigen Philipp – ist jedoch eine intensivere Betreuung durch Mediziner und Psychologen notwendig.  
Enno Brendgens

## Studentenfutter

Kustodie zeigt Bilder aus vier Jahrzehnten

Die Kustodie der Universität präsentiert derzeit eine Ausstellung mit Bildern eines Leipziger Künstlerehepaares. Gerald Müller-Simon und Käthe Müller zeigen Malereien und Grafiken, die in ihrer über 40-jährigen freischaffenden Tätigkeit entstanden sind. Das Spektrum der Werke reicht von Stadtlandschaften in Schwarz-Weiß bis zu stimmungsvollen Stillleben mit farbtintensiven Szenen des Alltags.

Die Ausstellung im Kroch-Haus, Goethestr.2, ist bis 10. März Di, Do, Fr 10-17, Mi 10-12 und Sa 10-13 Uhr zu besichtigen.

Campus Leipzig ist ein Gemeinschaftsprojekt der LVZ und des Diplom-Studiengangs Journalistik der Universität Leipzig, gefördert von der Sparkasse Leipzig. Die Seite wird von der Lehrredaktion unter Leitung von Prof. Dr. Michael Haller betreut. Redaktionelle Verantwortung dieser Ausgabe: Martin Braun und Nora Knappe. Campus ist erreichbar unter Fax 9 73 57 46.

### DROGENKONSUM bei Jugendlichen

<b>Raucher</b>	<b>10,8%</b>
(fast täglich bzw. drei-bis viermal/Woche)	
<b>4,7% Haschisch</b>	
(Probierer bzw. Mehrfach-Konsumenten)	
<b>3,2% Vieltrinker</b>	
(über 900g Reinalkohol/3 Monate)	
<b>3,2% Ecstasy</b>	
(Probierer bzw. Mehrfach-Konsumenten)	

Befragung von 277 Leipziger Schülern aus 7. Klassen